



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Allerhand Sprachdummheiten

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

lande gebracht habe, habe darin bestanden, daß er durch seine maßlosen und wüsten Schreiereien und Hegereien im Auslande, und besonders in Osterreich und den größern deutschen Bundesstaaten den Glauben hervorgerufen habe, daß der Staat des Großen Kurfürsten und des Großen Königs, der Staat der Befreiungskriege durch den „Konflikt“ wirklich gelähmt und machtlos sei. Die Feinde des alten Preußens bildeten sich ein, daß hinter diesem laut prasselnden Strohsfeuer doch auch eine wirkliche Kraft stecken müsse, und dieser Irrtum sollte ihnen verhängnisvoll werden.

(Fortsetzung folgt)



## Allerhand Sprachdummheiten



prachliche Dummheiten — so würden von tausend Menschen jetzt neunhundertneundneunzig dafür schreiben, und da hätten wir gleich eine, eine der schlimmsten und dümmsten. Während man sich auf der einen Seite nicht scheut, die fürchterlichsten Wortungeheuer zu bilden, wie Inangriffnahme, Inbetriebsetzung, Außerachtlassung, Zurdispositionsstellung, geht man auf der andern Seite so guten, tadellosen Zusammensetzungen aus dem Wege, wie Rechtsverhältnis, Staatsvermögen, Kriegsereignisse, Fachunterricht, Gewerbeschulen, Bergbauinteressen, Gesangsvorträge, Frauenchor, Figurenschmuck, Winterlandschaft, Abendbeleuchtung, Nachtgespenster, Farbenstimmung, Regentage, Gartenanlagen, Studentenaufführung, und schwächt statt dessen von rechtllichem Verhältnis, staatlichem Vermögen, kriegerischen Ereignissen, fachlichem Unterricht, gewerblichen Schulen, bergbaulichen Interessen, gefanglichen Vorträgen, weiblichem Chor, figürlichem Schmuck, winterlicher Landschaft, abendlicher Beleuchtung, nächtlichen Gespenstern, farblicher Stimmung, regnerischen Tagen, gärtnerischen Anlagen und studentischen Aufführungen! Überall drängen sich diese greulichen Adjektiva ein, auch da, wo man früher den Genetiv eines Substantivs oder eine Präposition mit dem Substantiv oder — ein ganz einfaches Wort gesetzt hätte; man redet von prinzlichen und kronprinzlichen Kindern, behördlicher Genehmigung, gedanklicher Großartigkeit, gegnerischen Vorschlägen, zeichnerischen Mitteln, stecherischer Technik, neusprachlichem Unterricht, gemischtchörigen Quartetten, stimmlicher Begabung, textlichem

Inhalt, baulicher Umgestaltung, während man früher Kinder des Kronprinzen, Genehmigung der Behörden, Großartigkeit der Gedanken, Vorschläge des Gegners, Mittel der Zeichnung, Technik des Stechers, Unterricht in den neuern Sprachen, Quartett für gemischten Chor, Stimme, Text, Umbau sagte. Auch die Fremdwörter werden schon in diese Strömung mit hineingezogen und statt zusammengesetzter Wörter Adjektiva mit fremden Endungen gebraucht; schon heißt es nicht mehr Religionsunterricht, Kulturfortschritt, Alpenflora, Solo-Chor- und Orchesterkräfte, sondern religiöser Unterricht, kultureller Fortschritt (scheußlich!), alpine Flora, solistische, choristische und orchestrale Kräfte. Wie lange wirds noch dauern, so reden wir nicht mehr von Sommer- und Winterhosen, Alpenhütten und Regententugenden, sondern von sommerlichen und winterlichen Hosen, alpinen Hütten und regentischen Tugenden!

Was soll die Neuerung? Soll sie der Kürze dienen? Einige der angeführten Beispiele scheinen dafür zu sprechen. Aber die größte Anzahl spricht doch dagegen, man könnte viel eher meinen, sie solle den Ausdruck verbreitern. In der That kreuzen sich diese beiden Neigungen in unsrer heutigen Schriftsprache in der wunderbarlichsten Weise. Auf der einen Seite schreift man vor den ärgsten Sprachfehlern, ja Sprachroheiten nicht zurück, nur um kurz wegzukommen, auf der andern zerrt man den naheliegenden einfachen Ausdruck in geschmackloser Weise breit, nur um recht wichtig und gravitatisch einherzutrotten. Man fragt wohl vergebens nach einem vernünftigen Grunde, durch den sich die plötzlich erwachte Vorliebe für alle möglichen und unmöglichen Adjektivbildungen erklären ließe; es ist eben eine Modedummheit, wie es deren jetzt so viele in unsrer Schriftsprache giebt. Wenn so etwas einmal in der Luft liegt, so steckt es heute hier und morgen da an; ob das Neugeschaffene nötig, richtig, schön sei, darnach fragt niemand, wenns nur neu ist! Um der Neuheit willen schlägt man sogar gelegentlich gerade den entgegengesetzten Weg ein. Hätte man bisher Silberhochzeit gesagt, so kann man sicher sein, daß sich über kurz oder lang Narren finden würden, die von nun an silberne Hochzeit sagten; da es aber bis jetzt silberne Hochzeit geheißen hat, so finden sich natürlich nun Narren, die gerade deshalb jetzt von Silberhochzeit schwagen.

Die Adjektiva auf —lich bezeichnen eine Ähnlichkeit; —lich ist dasselbe wie Leiche, es bedeutet den Leib, die Gestalt, die Art. Königlich ist, was die Gestalt, die Art oder das Wesen eines Königs hat. Will man das mit den Kronprinzenlichen Kindern sagen? Gewiß nicht. Man meint doch die Kinder des Kronprinzen selber und nicht bloß Kronprinzenartige Kinder. Die Adjektiva auf —isch haben vielfach einen schlimmen Sinn; man denke an weibisch neben weiblich, kindisch neben kindlich, herrisch neben herrlich, abgöttisch neben göttlich, sklavisch, bübisch, diebisch, buhlerisch, mörderisch, ver-

brecherisch. Hat man denn alles Gefühl hierfür verloren, daß man gärtnerisch, zeichnerisch, stecherisch bildet? Und denkt man gar nicht daran, daß studentische Aufführung in Wahrheit etwas ganz anderes bedeutet als eine von Studenten veranstaltete Theatervorstellung, nämlich studentisches Betragen, und zwar im schlimmen Sinne? Und umgekehrt: fühlt man gar nicht, daß bei der silbernen und der goldnen Hochzeit das silberne und goldene nur ein schönes Gleichnis ist, wie beim silbernen und beim goldnen Zeitalter? und daß dieses schöne Gleichnis durch Silberhochzeit sofort zerstört und die Vorstellung in plumper Weise auf — das Silber gelenkt wird, das das Jubelpaar in Gestalt von Bechern, Tafelaufsätzen und dergleichen als Geschenk erwartet? Oder wollen wir vielleicht in Zukunft auch vom Goldzeitalter reden? Und endlich: hat man denn gar kein Ohr für den häßlichen Klang vieler, ja der der meisten dieser neugeschaffenen Adjektiva?

Hie und da glaubt man wohl einen triftigen Grund für die Neubildung zu entdecken. Der Chordirektor oder der Rezensent, der zuerst von einem Terzett für weibliche Stimmen anstatt von einem Terzett für Frauenstimmen gesprochen hat, hatte sich gewiß überlegt, daß unter den Sängern auch junge Mädchen sein könnten. Und der Ratsgärtner, der seiner Behörde zuerst einen Plan zu gärtnerischen Anlagen am Theater vorlegte, hatte sich gesagt, daß ein eigentlicher Garten, d. h. eine von einem Zaun oder Geländer umschlossene Anpflanzung, nicht geschaffen werden sollte. Aber bedeutet denn Frau, wo es sich um die bloße Gegenüberstellung der Geschlechter handelt, nicht auch das Mädchen mit? Kann sich ein junges Mädchen beleidigt fühlen, wenn man es einladet, einen Frauenchor mitzufingen?\*) Und können denn nicht Gartenanlagen auch Anlagen sein, wie sie in einem Garten sind? müssen sie immer in einem Garten sein? Gärtnerische Anlage würde ich einem Jungen wünschen, der Lust hätte, Gärtner zu werden, wiewohl mirs auch dann noch lieber wäre, wenn er Anlage zum Gärtner hätte. Nein, diese Begründungen sind ganz hinfällig. Wenn die große Masse gedankenlos an der Sprache ändert, so werden schon Dummheiten genug fertig; wenn sie aber gar anfängt, mit Nachdenken und aus Gründen zu ändern, dann wirds womöglich noch schlimmer. Denn dazu fehlt der großen Masse in der Regel eins vollständig: Kenntniß der Sprache und ihrer Gesetze.

\*) Zu welchen Geschmacklosigkeiten im Ausdruck sich manche Leute verirren aus lauter Angst, mißverstanden zu werden, dafür nur ein Beispiel. Ein Zeichenlehrer wollte einen Unterrichtskursus für Damen ankündigen. Das Wort Damen wollte er aber als Fremdwort nicht brauchen, und das war ja sehr läßlich, Frauen auch nicht, denn dann wären am Ende die Mädchen ausgeblieben, auf die ers ganz besonders abgesehen hatte, Frauen und Mädchen aber auch nicht, denn dann wären vielleicht Schulmädchen mitgekommen, die er nicht haben wollte. Was kündigte er also an? Zeichenunterricht für erwachsene Personen weiblichen Geschlechts! Thatsache, keine Erfindung.

Es ist traurig, zu sehen, wie in unserm heutigen Schriftdeutsch die Unsicherheit, die Fehlerhaftigkeit und die Geschmacklosigkeit im Zunehmen begriffen sind. Es vergeht kein Monat, ja fast keine Woche, wo nicht neue Verstöße auftauchen, die man früher nie gelesen zu haben sich erinnert. Raum aber sind sie da, so greifen sie riesenschnell um sich, niemand fragt nach ihrer Berechtigung, niemand bekämpft sie, in kurzem haben sie sich festgesetzt, und das Richtige und Gute ist wie verschüttet und begraben. Auch solche, die den Fehler, wenn er sich zum erstenmale hervorwagt, peinlich empfinden, denen es fast wehthut, wenn sie ihn zum erstenmale lesen, werden, wenn sie ihn öfter hören und sehen, in ihrem Sprachgefühl erschüttert, werden unsicher und allmählich stumpf dagegen. Unbegreiflich ist es, daß man diese Beobachtung selbst an gecheiten, ja geistvollen Leuten machen muß, noch unbegreiflicher, daß man sie machen muß an hochbejahrten Leuten, von denen man glauben sollte, daß ihr Sprachgebrauch einen fest abgeschlossenen Kreis darstelle, in den so leicht keine schlimme Neuerung Eingang finden könne. Als das dumme Wort selbstredend aufkam (für selbstverständlich), brauchte es einmal in der Unterhaltung mit mir ein Mann nahe den Siebzigern. Ich sprach ihm bescheiden meine Verwunderung darüber aus. Was erwiderte er? Er wisse gar nicht, daß er das Wort gebraucht habe! Wenn einem vor dreißig Jahren ein Ausdruck hätte wollen in die Feder laufen, wie die stattgefundene Versammlung, die Feder hätte sich dagegen gesträubt, auch beim eiligsten Schreiben, man wäre rot geworden, hätte sich einen Augenblick besonnen und dann geschrieben, wie es einzig richtig ist: die einberufene Versammlung, die veranstaltete Versammlung, die abgehaltene Versammlung, kurz ein wirkliches Passiv, wie es das participium conjunctum erfordert. Heute ist alle Scham dahin. Die Zeitungen wimmeln von stattgefundenen Versammlungen, Beratungen, Verhandlungen, Abstimmungen, und Professoren und „erste“ Schriftsteller schreiben schamlos nach. Noch keine fünf Jahre ist es her, daß ich in einer Konzertanzeige einer der vornehmsten deutschen Konzertgesellschaften zum erstenmale den gemeinen Schnitzer las: Am Donnerstag, den 21. Oktober, während man bis dahin richtig gesagt hatte: Donnerstag, den 21. Oktober. Heute schreiben bereits alle Zeitungen so. Man sollte denken, für jeden, der nicht in völligen Sprachstumpfsinn versunken ist, müßte eine solche Zusammenschweifung von Accusativ und Dativ wie ein Schlag ins Gesicht sein. Bewahre, man hält das jetzt offenbar für eine besondre Feinheit, das Richtige ist vollständig vergessen und verloren.

Ich gehe eine Wette mit ein. Man nehme aus dem Schaufenster einer Buchhandlung ein beliebiges neu erschienenes, in deutscher Prosa geschriebenes Buch, gleichviel, welches Inhalts, gleichviel, von wem verfaßt, von einem Universitätsprofessor, einem Schulmann, einem unsrer „führenden“ Schriftsteller, einem Juristen, einem Baumeister, einem Musiker, einem Techniker, einem Fabrikanten, einem Blauftrumpf; man schlage mirs auf, wo man will, und

setze den Finger hinein: in einem Umkreise von zehn Zentimetern um die Fingerspitze mache ich mich anheischig mindestens einen groben Schnitzer und eine ganze Anzahl von Geschmacklosigkeiten nachzuweisen, und wäre es auch nur das ewige kanzlisten- und reportermäßige derselbe, dieselbe, dasselbe (für er, sie, es) und das ewige schulknaben- und schulexerzitienhafte welcher, welche, welches (für der, die, das). Wer sich noch Gefühl für Richtigkeit, Reinheit und natürliche Schönheit der Sprache bewahrt hat, ist kaum noch imstande, in einem neu erschienenen Buche ein paar Seiten hinter einander ohne Verdruß zu lesen. Ich bekomme im Laufe einer Woche hunderte von neuen Büchern zu Gesicht: wie oft sind gleich die Titelblätter grammatisch falsch, die Titelblätter, auf deren Abfassung doch sicherlich eine gewisse Sorgfalt verwendet wird! Ach, und wenn man nun erst aufschlägt und zu lesen anfängt: wohin man blickt, Fehler, Unbeholfenheiten, Breite, Schwulst, Modewörter und Modephrasen, Tintendeutsch, papierner Stil, Kanzleistil, Zeitungsstil. Zeitungsstil — das ist es! Zeitungsdeutsch ist unser gesamtes heutiges Schriftdeutsch. Das deutsche Volk schreibt nur noch Zeitungsdeutsch. Der Professor schreibt es — er weiß es gar nicht; der Romanschriftsteller schreibt es — er weiß es ebenso wenig; der Parlamentarier, der Wanderredner, der Vereinsvorsitzende — sie alle sprechen es und haben keine Ahnung davon. Oder haben sie eine? Sprechen sie vielleicht für die Zeitung? Sprechen sie so, wie sie, wenn sie gesprochen haben, sich gedruckt zu sehen wünschen? Die Zeitungssprache mit all ihren Fehlern, Lächerlichkeiten und Geschmacklosigkeiten ist unaufhaltsam, namentlich seit den sechziger Jahren, in unser Schriftdeutsch eingedrungen. Ein Wunder ist es nicht. Der größte Teil der Menschen liest ja nichts andres mehr als Zeitungen. Ein Buch, vollends ein älteres Buch, aus der Zeit, wo gutes, ja wo das beste Deutsch geschrieben wurde, aus der Zeit etwa von 1780 bis 1830, nehmen die wenigsten noch in die Hand. Thun sie es ja, so merken sie den Unterschied gar nicht, den himmelweiten Unterschied! Und doch hat der elendeste Romanfabrikant aus dem Ende des vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts besseres Deutsch geschrieben, als alle unsre gefeierten Tagesgrößen. Auch auf dem lumpigsten Journalartikel aus dem Jahre 1810 oder 1820 liegt noch ein Abglanz von der Sprache unsrer großen klassischen Periode. Für einen Menschen mit feinerem Sprachgefühl ist es eine Wonne, in Büchern und Zeitschriften aus jener Zeit zu blättern, eine Dual, von dort aus zu heutigen Büchern und Zeitschriften zurückzukehren.

Schreiben ist eine Kunst, aber leider ist es die Kunst, die — wenigstens heutzutage — niemand lernen zu brauchen, die jeder mit auf die Welt zu bringen glaubt. Eine dunkle Ahnung davon, daß Schreiben eine Kunst sei, hat freilich jeder, auch der Ungebildetste. Der kleine Handwerker oder Geschäftsmann, der sich zurechtsetzt, um eine Anzeige für die Zeitung zu dreheln, das Dienstmädchen, das die Vorbereitungen zu einem Liebesbriefe trifft, sie

fühlen, daß sie sich dabei zusammenehmen müssen, daß sie vor einer gewissen Aufgabe stehen, die eigentlich nicht ihre Sache sei. Wollte man sie fragen, worin sie diese ungewöhnliche Aufgabe erblickten, so würden sie vielleicht antworten, daß man „doch nicht so schreiben könne, wie man spricht.“ Jeder hat denn auch gewiß den redlichen Willen, seine Sache so gut und schön als möglich zu machen. Denn das ist klar: absichtlich schreibt niemand falsch oder häßlich, absichtlich giebt sich niemand Blößen, jeder macht es so gut, wie er kann; aber so, wie ers gemacht hat, hält ers dann auch für gut und tadellos. Mit diesem guten Willen ist es aber eben nicht gethan. Seine Muttersprache richtig und schön zu brauchen, dazu bedarf es einer gar nicht unbedeutlichen Menge von Kenntnissen. Aber nicht nur daß die allerwenigsten heute diese Kenntnisse haben, die meisten wissen gar nicht, daß diese Kenntnisse nötig sind, und wie viel ihnen davon fehlt. Wenn in einer Gesellschaft von zehn Personen die Aufgabe gestellt würde, mit dem Bleistift ein Bild zu zeichnen, ein ganz einfaches Bild (etwa wie ein paar Jungen auf der Straße sich balgen, oder wie zwei am Tische sitzen und sich bei einer Flasche Wein unterhalten, oder etwas noch einfacheres: ein Pferd, einen Hund, einen Baum, eine Rose), so würden die meisten Anwesenden sicherlich sofort ihre Unfähigkeit eingestehen: Zeichnen habe ich nicht gelernt, würden sie alle sagen. Wenn aber die ganze Gesellschaft Scherzes halber doch ein und denselben Gegenstand oder Vorgang aufs Papier brächte, und die Zeichnungen dann von Hand zu Hand gingen, so würde immer einer den andern auslachen, denn alle können beurteilen: so sieht ein Hund, ein Pferd nicht aus, so sehen noch viel weniger ein paar Menschen aus, die am Tische sitzen und sich unterhalten; sie wissen alle recht gut, daß man, um so etwas zeichnen zu können, etwas ganz bestimmtes gelernt haben muß, was sie alle mit einander nicht gelernt haben. Wenn dagegen in derselben Gesellschaft die Aufgabe gestellt würde, über irgend ein einfaches Thema (etwa über ein Theaterstück, das sie alle am Abend zuvor gesehen haben, oder über die Frage: Wie schützt man sich vor Erkältung?) auf einer Quartseite seine Gedanken niederzuschreiben, so würde gewiß nicht ein einziger darunter sein, der das nicht sehr gut und schön leisten zu können glaubte. Daß das eben so gut gelernt werden muß wie einen Hund zu zeichnen, daß es an sich nicht schwerer und — nicht leichter ist als jenes, und daß sie es höchst wahrscheinlich alle mit einander eben so wenig gelernt haben wie einen Hund zu zeichnen, dessen sind sich die guten Leute nicht bewußt. Wenn dann die beschriebenen Quartblätter herumgingen und einer den andern beurteilte, so würden sie alle gegenseitig ihre kleinen Aufsätze wahrscheinlich ganz wundervoll finden. Jeder würde vielleicht in den Aufsätzen der andern einige Stellen bemerken, die er anders schreiben würde, es würde zu einem lebhaften Meinungsaustausch, vielleicht zu heftigem Streit kommen — denn das Interesse an der Sprache und ihren Erscheinungen ist in allen Kreisen

ebenso lebendig wie anderes Kunstinteresse auch —, aber belehren, überzeugen würde keiner den andern, denn meist ist einer so unwissend wie der andre. Da wendet man sich dann — der Fall ist gar nicht selten — an die Redaktion des Ortsblättchens, die muß es ja wissen, und die schlichtet denn auch vom Dreifuße herab den Streit in ihrem „Briefkasten.“ Aber wie! — Daß zu den zehnen, die da beisammen saßen, ein elfter kommen könnte, der ihre zehn Quartseiten genau so stümperhaft und lächerlich fände, wie sie selbst unter einander die gezeichneten Hunde und Pferde gefunden hatten, das kommt ihnen nicht in den Sinn; Reden und Schreiben, zum Kuckuck! das haben sie doch alle gelernt.

Aber auch Leute, die täglich von Berufs wegen mit der Feder zu thun haben, haben oft keine Ahnung davon, was sie selbst und andre für Pfüfcher sind. Einige unsrer beliebtesten Modeschriftsteller der letzten zwei Jahrzehnte hätten schon wegen der Sprachmißhandlung, die sie sich fort und fort zu schulden kommen lassen, nicht zu der Stellung gelangen dürfen, die sie einnehmen. Aber wo liest man jemals in Kritiken eine Bemerkung über die Darstellungsweise, die Sprache eines Schriftstellers? Auch das war früher anders. Wer Journale aus dem Ende des vorigen und noch aus den ersten fünfzig Jahren unsers Jahrhunderts kennt, wird wissen, daß damals in den Kritiken meist auch die Sprache eines Buches beurteilt, daß besonders gelungene oder besonders fehlerhafte Stellen herausgehoben wurden. Obwohl damals im allgemeinen besser geschrieben wurde als heute, es viel mehr Leute gab als heute, die richtig und schön schreiben konnten, wurde doch viel strenger über der Sprache gewacht, es gab auch viel mehr Leute, die es beurteilen konnten, ob ein Buch gut geschrieben war oder nicht. Heute liest man auch bei dem schlechtesten, ich meine dem schlechtest geschriebenen Buche höchst selten einmal ein Wort über die Darstellung. Alle Welt begnügt sich mit dem Inhalt. Ganz natürlich; der Rezensent kann meist selber nicht beurteilen, wie schlecht das Buch geschrieben ist. Gar nicht selten ist es mir sogar begegnet, daß in Bücherbesprechungen einzelne Stellen als Proben besonders schöner Darstellung abgedruckt waren, die für mich gerade ausreichten, die Bücher nicht zu lesen. Spricht wirklich einmal ein sprachkundiger Rezensent offen einen Tadel aus, was geschieht dann? Der Verfasser des Buches schreit über Pedanterie, Schulmeisterei, erklärt Verstöße gegen die grammatische Regel und den guten Geschmack, die ihm nachgewiesen werden, als seine stilistische „Eigenart“ — so heißt es jetzt fein für Eigentümlichkeit —, die er sich nicht antasten und verkümmern lasse. Daß es eine sehr deutliche, gar nicht zu verkennende Grenzlinie giebt ebenso zwischen Ordnungs- und Schönheits Sinn und Pedanterie wie zwischen Lächerlichkeit und künstlerischer Freiheit, davon will man nichts hören. Schulknabenschnitzer und — stilistische „Eigenart“! Alle diese Sprachstümpererei aber findet sich nun bergehoch aufgehäuft in unsrer Zeitungssprache. Zum Zeitungsgewerbe drängt sich ja alles,

was anderwärts Schiffbruch gelitten hat. Noch nie in meinem Leben habe ich gehört, daß ein deutscher Junge auf die Frage: Was willst du werden? geantwortet hätte: Ich will Zeitungsschreiber werden. Ein Judenjunge vielleicht. Jedenfalls ist in keinem Gewerbe der Welt das Stümpertum so in der Mehrheit wie im Zeitungsgewerbe. Verpöfchten Studenten aller Fakultäten, fortgejagten nichtsnutzigen Gymnasiasten, grünen Burschen, die nichts, gar nichts gelernt haben, am wenigsten eine Zeile anständiges Deutsch schreiben — wo begegnet man ihnen später wieder? Bei einer Zeitung. Ach, und erst in der kleinen Ortspresse, die der Drucker und Verleger selber zusammenstoppekt, in der unendlich verzweigten kleinen Fachpresse, die von Handwerkern und Gewerbetreibenden mit kümmerlicher Volksschulbildung geschrieben und redigirt wird — was wird dort für ein Deutsch verbrochen! Und dazu nun das Elend, daß gerade die verbreitetste Tagespresse zum großen Teile von Leuten geschrieben wird, die einem fremden Volksstamm angehören, die entweder selbst oder deren Väter wenigstens das Deutsche nicht als ihre Muttersprache erlernt haben, denen also, so flink sie sich auch, wie in alles, in die Anfangsgründe der deutschen Grammatik hineingefunden haben, doch das echte deutsche Sprachgefühl abgeht und die infolge dessen fortwährend mit dem Ausdruck danebentappen, zwei Redensarten verquicken, die Sprache mit falschen Analogiebildungen überschwemmen; dazu das weitere Elend, daß ein großer Teil unsrer Zeitungsnachrichten nichts als schlechte Übersetzungen aus ausländischen Zeitungen sind, voll denkfaul aus den fremden Sprachen herübergenommener undeutscher Wendungen, endlich daß ein großer Teil des Textes unsrer Zeitungen einfach mit Schere und Kleister aus der österreichischen Tagespresse herübergenommen ist, unverändert und mit all jenen Greueln, die man als „Austriazismen“ bezeichnet (man denke an beiläufig [bailaifig] statt ungefähr, obzwar statt obgleich, neuerdings statt von neuem, nur mehr statt nur noch, im vorhinein statt von vornherein, benötigen statt bedürfen, an den entsetzlichen Gebrauch von jener statt der vor einem Genetiv, an das entsetzliche kausale nachdem, die entsetzliche Umschreibung des Coniunctivus Imperfecti in Wunsch- und Bedingungsätzen durch würde u. ähnl.) — da hat man die Bestandteile und Zuthaten, aus denen sich die deutsche Zeitungssprache, jetzt die größte Macht — der Zeitungsschreiber würde sagen: der „mächtigste Faktor“! — auf dem Gebiete unsrer Sprache überhaupt, zusammensetzt.

Was zur Bekämpfung dieses traurigen Zustandes geschieht, ist herzlich wenig. Unfre Witzblätter haben eine besondere Rubrik eingerichtet, worin sie grobe Sprachverstöße aus neuen Büchern, aus der Tagespresse, aus Bekanntmachungen von Behörden und Geschäftsleuten an den Pranger stellen. Das ist gewiß sehr löblich. Aber was für ein winziger Bruchteil wird damit getroffen! Und dann: es sind gewöhnlich Sätze, die einen unbeabsichtigten komischen Sinn ergeben, die da herausgegriffen werden, oder vereinzelt vor-

kommende ganz aparte Dummheiten, die niemand so leicht nachahmen wird. Aber wer stellt die zahllosen Schnitzer an den Pranger, die gar nicht komisch wirken, sondern nur ärgerlich, die zahllosen Abgeschmacktheiten, die alle Welt jetzt für schön hält?

Vor einigen Jahren hat sich in Deutschland ein „Allgemeiner deutscher Sprachverein“ gebildet, der sich die Reinigung unsrer Sprache von entbehrlichen Fremdwörtern zur Aufgabe gestellt hat, bereits Tausende von Mitgliedern zählt und seine eigne Zeitschrift herausgibt. Als die Gründung dieses Vereins angeregt wurde, machten verschiedene Leute darauf aufmerksam, daß, so wünschenswert es auch sei, einen Verein mit einem solchen Ziel ins Leben zu rufen, doch eine andre Aufgabe mindestens ebenso dringend, ja vielleicht noch dringender sei: die Aufgabe, der immer mehr zunehmenden grammatischen und stilistischen Verwilderung unsrer Sprache zu steuern. Ob ein Ladendiener lieber prinzipiell und momentan sagt statt grundsätzlich und augenblicklich, ein Professor lieber Publikation, Argumentation, Kontroverse, Resultat, Analogie, identisch, irrelevant, polemisieren sagt statt Veröffentlichung, Beweisführung, Streitfrage, Ergebnis, Ähnlichkeit, übereinstimmend, unwesentlich, bekämpfen, darauf kommt nicht gar so viel an, denn das entstellt nur das Kleid unsrer Sprache, nicht ihren Leib. Wirft man die fremden Wörter aus dem Satz hinaus und setzt dafür die deutschen ein, so kann der Satz im übrigen meist unverändert bleiben. Viel schlimmer sind z. B. die undeutschen Nachahmungen syntaktischer Erscheinungen aus fremden Sprachen. Welche Fortschritte hat in Folge der niederträchtigen Franzosennachäfferei der Genetivschwund in unsrer Sprache schon gemacht! Die Anfänge des Mißbrauches liegen freilich weiter zurück (man denke an Ausdrücke wie Universität Leipzig, Zirkus Renz, Villa Nolte, Café Bauer), aber einen geradezu beängstigenden Umfang hat er doch erst in neuester Zeit angenommen. Wie selten hört man noch einen vernünftigen Genetiv, wie Zinggs Hotel, Schneiders Nachfolger! Alle Welt plärrt jetzt, die Franzosen nachäffend (chocolat Suchard und ähnliches), vom Antrag Richter, vom Fall Huene, vom Hotel Hauße, von der Direktion Stagemann, vom Saal Blüthner, vom Konzert Arthur Friedheim, von der Bibliothek Julius Krone u. s. w. Sogar die Bauern reden schon nicht mehr von der Zwenkauer Mühle, sondern von der Mühle Zwenkau. In Leipzig verschenkt man Gose Mickau — was ist Mickau? Ist es der Ort, wo dieser edle Trank gebraut wird? Oder heißt der Brauer so? Deutsche Buchhandlungen und Kunstanstalten schämen sich nicht, auf ihre Verlagswerke solchen Unsinn zu setzen, wie Richard Eckstein Nachfolger, Ferdinand Ohlmann Verlagsbuchhandlung, Kunst- und Lichtdruckanstalt Stengel und Martert, und ähnliches. Solche Fremdwendungen sind viel schlimmer als alle

Fremdwörter, denn sie zerstören geradezu den Organismus unsrer Sprache. Der Begründer des Sprachvereins sah sich denn auch genötigt, dem mehrseitigen Drängen nachzugeben und die Aufgabe des Vereins in dem angedeuteten Sinne zu erweitern. Daß er aber doch kein rechtes Verständnis hatte für das, was die andern eigentlich wollten, zeigt die verschwommene und nichts sagende Fassung, in der die Wünsche der andern nachträglich in die Satzungen des Vereins hineingebracht wurden. Die Bestimmungen über den Zweck des Vereins lauten wörtlich folgendermaßen: „Der Zweck des Allgemeinen deutschen Sprachvereins besteht darin: a) die Reinigung der deutschen Sprache von unnötigen fremden Bestandteilen zu fördern; b) die Erhaltung und Wiederherstellung des echten Geistes und eigentümlichen Wesens der deutschen Sprache zu pflegen.“ Erhaltung und (!) Wiederherstellung des echten Geistes (!) und (!) eigentümlichen Wesens (!) der deutschen Sprache — damit soll der Kampf gegen die grammatische Verwilderung unsrer Sprache bezeichnet sein! Wer von der Notwendigkeit dieses Kampfes eine Ahnung hat, der drückt sich deutlicher aus. Thatsächlich hat sich denn auch die Thätigkeit des Sprachvereins und seiner Zeitschrift bisher fast nur auf die Reinigung der Sprache von Fremdwörtern erstreckt, so einseitig, daß es kein Wunder ist, wenn man gelegentlich Leute trifft, die der Meinung sind, es gebe in Deutschland einen Verein, der sich die erhabene Aufgabe gestellt habe, aus der deutschen Speisekarte die französischen Wörter zu verdrängen, insbesondre endlich einen geeigneten Ausdruck für das Wort Sauce zu finden; etwas andres haben sie, als Fernerstehende, von dem Verein nie gehört. Was der Verein für die „Erhaltung und (!) Wiederherstellung des echten Geistes“ unsrer Sprache bisher gethan hat, ist wenig und wird auch wenig bleiben, solange die jetzige Leitung besteht. Das zeigen am deutlichsten die zahlreichen von der Leitung selbst ausgehenden Schriftstücke, die zwar fremdwörterfrei, dabei aber mit allen Zierraten des Kanzleideutsch versehen sind und deshalb z. B. in dem Zweigverein, dem ich anzugehören die Ehre habe, stets eine gewisse Heiterkeit erregen. Nein, auch vom Sprachverein und von seiner Zeitschrift ist für das, was mir hier am Herzen liegt, zunächst wenig zu erwarten.

(Fortsetzung folgt)

